

KATE  
MOSSE

WINTER  
GEISTER

ROMAN



Aus dem Englischen  
von Ulrike Wasel  
und Klaus Timmermann

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

Die englische Originalausgabe erschien 2009  
unter dem Titel »The Winterghosts« bei Orion Books.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Vollständige Taschenbuchausgabe November 2012

© 2009 Mosse Associates Ltd

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2010 Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50775-9

2 4 5 3 1

»Gott kennt ihn«

RUDYARD KIPLING

*(Inscription auf den Grabsteinen,  
die zur Erinnerung an unbekannte Soldaten  
errichtet wurden.)*



*Lo Vièlh Ivèrn*

*Lo vièlh Ivèrn ambe sa samba ranca  
Ara es tornat dins los nòstres camins  
Le nèu retrais uns flassada blanca  
E'l Cerç bronzés dins las branca del pins.*

*Der alte Winter*

*Der arme alte Winter ist zurück,  
humpelt unsere Straßen hinauf und hinab,  
breitet seine weiße Decke aus Schnee  
lässt den Cers in den Ästen der Pinien heulen.*

ALTES OKZITANISCHES LIED



# TOULOUSE



April 1933





## La Rue des Pénitents Gris



Er ging wie jemand, der erst kürzlich wieder auf die Beine gekommen ist. Jeder Schritt bedächtig, überlegt. Jeder Schritt ein bewusster Genuss.

Er war groß und glatt rasiert, vielleicht ein wenig zu dünn. Seine Kleidung war maßgeschneidert. Ein leichter Wollanzug mit Fischgrätmuster, das Jackett an den Schultern breit und in der Taille schmal geschnitten. Die hellbraunen Handschuhe passten zum Filzhut. Er sah aus wie ein Engländer, der selbstbewusst das Recht beansprucht, an einem so angenehmen Frühlingsnachmittag auf einer solchen Straße zu flanieren.

Aber nichts ist so, wie es scheint.

Denn jeder Schritt war ein wenig zu bedächtig, ein wenig zu überlegt, als wage der Mann es nicht einmal, den Boden unter seinen Füßen als selbstverständlich hinzunehmen. Und beim Gehen huschten seine gescheiten, flinken Augen hin und her, als habe er den festen Vorsatz, auch das kleinste Detail in sich aufzunehmen.

Toulouse galt als eine der schönsten Städte Südfrankreichs. Freddie bewunderte die Stadt, zweifellos. Die eleganten Bauten aus dem neunzehnten Jahrhundert, die mittelalterliche Vergangenheit, die unter dem Pflaster

und den Kolonnaden schlief, die Glockentürme und Kreuzgänge von Saint-Étienne, der Fluss, der die Stadt kühn durchschnitt. Die rosa Ziegelsteinfassaden, die in der Aprilsonne erröteten, waren der Grund, warum Toulouse auch liebevoll *la ville rose* genannt wurde. Wenig hatte sich verändert, seit Freddie das letzte Mal hier gewesen war, Ende der zwanziger Jahre. Damals war er ein anderer Mensch gewesen, ein beschädigter Mensch, halb verrückt vor Trauer.

Das war jetzt anders.

In der rechten Hand hielt Freddie eine Wegbeschreibung, die auf die Rückseite einer Serviette aus dem Café Bibent gekritzelt war, wo er zu Mittag ein Filet Mignon und einen mittelmäßigen Bordeaux zu sich genommen hatte. In der linken Brusttasche steckte, gezeichnet von Alter und Staub, ein Brief sicher in einem Kuvert. Dieser Brief – und die Tatsache, dass sich ihm endlich die Gelegenheit geboten hatte zurückzukehren – hatte ihn heute wieder nach Toulouse geführt. Die Berge, in denen er das Schriftstück gefunden hatte, waren für ihn von großer Bedeutung, und obwohl er den Brief nie gelesen hatte, war er für ihn ein kostbarer Besitz.

Freddie überquerte die Place du Capitole in Richtung Kathedrale Saint-Sernin. Er ging durch das Netz aus kleinen Straßen, verwinkelten Gässchen mit Jazzkneipen, Literatenkellern und dämmrigen Restaurants. Er wich auf den Bürgersteigen Passanten aus, Liebespärcchen und Familien und Freunden, die den warmen Nachmittag im Freien genossen. Er kam an kleinen Plätzen und versteckten *ruelles* vorbei, ging die Rue du Taur hinunter, bis er die Straße entdeckte, nach der er suchte. An der Ecke verharnte er, als kämen ihm Bedenken. Dann setzte er sich

wieder in Bewegung, ging nun mit forschenden Schritten, zog seinen Schatten hinter sich her.

Auf halber Höhe der Rue des Pénitents Gris war eine *librairie* mit Antiquariat. Sein Ziel. Er blieb jäh stehen, um den Namen des Inhabers zu lesen, der in schwarzen Lettern über der Tür stand. Für einen Augenblick wurde seine Silhouette auf die Hauswand gestanzt. Dann veränderte er die Position, und sanftes Sonnenlicht durchflutete wieder das Fenster, ließ das Metallgitter schimmern.

Freddie starrte einen Moment in die Auslage, sah die alten Bände mit Blattgoldaufdruck und die auf Hochglanz polierten Lederschuber in Schwarz und Rot, die wulstigen Rücken von Werken Montaignes und Anatole France' und Maupassants. Auch andere, weniger vertraute Namen: Antonin Gadal und Félix Garrigou; und Bände mit Gespenstergeschichten von Blackwood und James und Sheridan Le Fanu.

»Jetzt oder nie«, sagte er.

Die altmodische Klinke war schwergängig, und die Tür leistete Widerstand, als Freddie sie aufstieß. Eine Messingglocke schepperte irgendwo weit hinten im Laden. Die groben Binsenmatten auf dem Boden seufzten unter seinen Schuhsohlen, als er eintrat.

»*Il y a quelqu'un?*«, sagte er in abgehacktem Französisch.

»Jemand da?«

Der Kontrast zwischen der Helligkeit draußen und der Schattenwelt im Laden ließ Freddie blinzeln. Aber es roch angenehm nach Staub und Nachmittagen, Leim und Papier und polierten Holzregalen. Staubkörnchen tanzten durch schräge Sonnenstrahlen. Er wusste jetzt, dass er hier richtig war, und spürte, wie sich etwas in ihm löste. Vor Erleichterung darüber, dass er es endlich bis hierher

geschafft hatte, vielleicht aber auch, weil er am Ende seiner Reise angelangt war.

Freddie nahm seinen Hut ab, zog die Handschuhe aus und legte sie auf die lange Holztheke. Dann griff er in die Tasche seines Jacketts und holte das kleine Kuvert heraus.

»Hallo?«, rief er erneut. »Monsieur Saurat?«

Er hörte Schritte, dann quietschte eine kleine Tür weiter hinten im Laden, und ein Mann kam herein. Das Erste, was Freddie von ihm wahrnahm, war seine Körperfülle: Fleischwülste an Hals und Handgelenken, ein glattes, faltenloses Gesicht unter buschigem weißem Haar. Er sah ganz und gar nicht so aus, wie Freddie sich einen Mittelalterexperten vorgestellt hatte.

»Monsieur Saurat?«

Der Mann nickte. Zurückhaltend, gelangweilt, desinteressiert an einem Laufkunden.

»Ich bräuchte Hilfe bei einer Übersetzung«, sagte Freddie. »Mir wurde gesagt, Sie könnten dafür der Richtige sein.«

Ohne Saurat aus den Augen zu lassen, zog Freddie den Brief behutsam aus dem Kuvert. Er war aus einem dicken Material, das die Farbe schmutziger Kreide hatte, keinesfalls Papier, sondern etwas viel Älteres. Die Handschrift war ungleichmäßig und krakelig.

Saurat richtete seinen Blick darauf. Freddie beobachtete, wie seine Augen scharf wurden, erst vor Überraschung, dann Verwunderung. Dann Gier.

»Darf ich?«

»Bitte sehr.«

Saurat fischte eine Lesebrille aus seiner Brusttasche und setzte sie sich auf die Nasenspitze. Unter der Theke holte

er ein Paar dünne Leinenhandschuhe hervor und zog sie über. Er fasste den Brief sacht zwischen Daumen und Zeigefinger an einer Ecke und hob ihn ins Licht.

»Pergament. Wahrscheinlich spätes Mittelalter.«

»Ganz genau.«

»In Okzitanisch verfasst, der alten Sprache dieser Gegend.«

»Ja.« Das alles wusste Freddie bereits.

Saurat warf ihm einen forschenden Blick zu, richtete dann die Augen wieder auf den Brief. Tiefes Luftholen, schließlich begann er, die Anfangszeilen laut zu lesen. Seine Stimme war erstaunlich hell.

*»Knochen und Schatten und Staub. Ich bin die Letzte. Die anderen sind in die Dunkelheit entschwunden. Jetzt, am Ende meiner Tage, umfängt mich in der stillen Luft nur der Wiederhall der Erinnerung an diejenigen, die ich einst liebte. Einsamkeit, Schweigen. Peyre sant ...«*

Saurat hielt inne und starrte den zurückhaltenden Engländer nun interessiert an. Der sah nicht aus wie ein Sammler, aber man konnte ja nie wissen. Er räusperte sich. »Darf ich fragen, woher Sie das haben, Monsieur ...?«

»Watson.« Freddie zückte seine Visitenkarte und legte sie mit einem leisen Geräusch auf die Theke zwischen ihnen.

»Frederick Watson.«

»Ist Ihnen bewusst, dass es sich hier um ein Dokument von historischer Bedeutung handelt?«

»Für mich ist seine Bedeutung rein persönlicher Natur.«

»Mag ja sein, aber dennoch ...« Saurat zuckte die Achseln.

»Befindet es sich schon länger im Besitz Ihrer Familie?«

Freddie zögerte. »Können wir uns hier irgendwo in Ruhe unterhalten?«

»Selbstverständlich.« Saurat deutete auf einen niedrigen Kartenspieltisch und vier Ledersessel in einer Nische im hinteren Teil des Ladens. »Bitte sehr!«

Freddie nahm den Brief, setzte sich und sah zu, wie Saurat sich noch einmal bückte, aber diesmal, um zwei dicke Gläser und eine Flasche mit samtigem, goldbraunem Brandy unter der Theke hervorzuholen. Für einen so beliebten Mann bewegt er sich ungewöhnlich elegant, sogar anmutig, dachte Freddie. Saurat schenkte ihnen beiden großzügig ein und ließ sich dann in dem Sessel gegenüber nieder. Das Leder ächzte unter seinem Gewicht.

»Also, werden Sie ihn mir übersetzen?«

»Selbstverständlich. Aber mich würde trotzdem brennend interessieren, wie Sie in den Besitz eines solchen Dokumentes gekommen sind.«

»Das ist eine lange Geschichte.«

Saurat zuckte wieder die Achseln. »Ich habe Zeit.«

Freddie beugte sich vor und strich mit seinen langen Fingern über die Tischplatte, hinterließ Muster auf dem grünen Filztuch.

»Verraten Sie mir eines, Saurat, glauben Sie an Geister?« Ein Lächeln stahl sich über die Lippen des Mannes. »Ich höre.«

Freddie atmete vernehmbar aus, ob vor Erleichterung oder wegen eines anderen Gefühls, war schwer zu sagen.

»Also gut«, sagte er und lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Die Geschichte beginnt vor fast fünf Jahren, nicht allzu weit von hier entfernt.«

ARIÈGE



Dezember 1928





## Tarascon-sur-Ariège



**A**n einem trüben Novemberabend, nur wenige Tage vor meinem siebenundzwanzigsten Geburtstag, bestieg ich den Zug, der mich zur Fähre nach Calais bringen würde.

Ich hatte keine Bindungen mehr in England, und meine Gesundheit war damals stark angegriffen. Ich hatte einige Zeit in einem Sanatorium verbracht und dann versucht, einen Beruf, eine Berufung im Leben zu finden. Eine kurze Anstellung als Sekretär im Büro eines Kirchenarchitekten, ein Monat als Kommissionär, nichts war von Dauer gewesen. Ich war nicht für die Arbeit geschaffen und sie offenbar nicht für mich. Nach einer besonders heftigen Grippeerkrankung meinte mein Arzt, eine Reise zu den Burgen und Ruinen der Region Ariège würde meinen angegriffenen Nerven guttun. Die reine Bergluft könnte meine Gesundheit wiederherstellen, nachdem alles andere versagt hatte.

Also brach ich auf, ohne eine bestimmte Reiseroute im Sinn zu haben. Mit dem Automobil allein auf dem Kontinent unterwegs fühlte ich mich nicht einsamer, als ich es in England gewesen war, umgeben von Bekannten und einigen wenigen mir noch verbliebenen Freunden, die nicht

verstanden, warum ich nicht vergessen konnte. Schon seit einem Jahrzehnt ruhten die Waffen. Außerdem war mein Leiden wahrhaftig nicht einmalig. Jede Familie hatte im Krieg jemanden verloren, Väter und Onkel, Söhne, Ehemänner und Brüder. Das Leben ging weiter.

Aber nicht für mich. Mit jedem grünen Sommer, der sich in einen kupferroten und goldenen Herbst verwandelte, fiel es mir schwerer statt leichter, mich mit dem Tod meines Bruders abzufinden. Ich weigerte mich zunehmend zu glauben, dass George wirklich tot war. Und obwohl ich sämtliche entsprechenden Gefühlszustände durchlief – Fassungslosigkeit, Verweigerung, Wut, Kummer –, hatte mich die Trauer noch immer fest im Griff. Ich verachtete dieses jämmerliche Geschöpf, zu dem ich geworden war, konnte aber irgendwie nichts daran ändern. Im Rückblick bin ich mir nicht sicher, ob ich überhaupt die Absicht hatte, je zurückzukehren, als ich da auf dem schwankenden Schiff stand und zusah, wie die weißen Felsen von Dover hinter mir kleiner wurden.

Aber der Tapetenwechsel tat mir gut. Nachdem ich die Städte und Dörfer im Norden, wo der Schlachtengeruch noch immer schwer in der Luft hing, hinter mir gelassen hatte, fühlte ich mich weniger in der Vergangenheit verhaftet als zuvor zu Hause. Hier in Frankreich war ich ein Fremder. Ich war nicht gezwungen, mich irgendwo einzufügen, und niemand erwartete das von mir. Keiner kannte mich, und ich kannte keinen. Es gab niemanden, den ich enttäuschen konnte. Und wenn ich auch nicht behaupten will, dass ich meine Umgebung genussvoll in mich aufnahm, so war ich doch tagsüber vollauf mit so alltäglichen Dingen beschäftigt wie essen und fahren und eine Übernachtungsmöglichkeit suchen.

Nachts sah die Sache natürlich ganz anders aus.

So kam es, dass ich einige Wochen später, am 15. Dezember, in Tarascon-sur-Ariège in den Ausläufern der Pyrenäen ankam. Es war später Nachmittag, und ich war ganz steif von der holprigen Fahrt über die einfachen Bergstraßen. Die Temperatur im Innern meiner kleinen Limousine war kaum höher als draußen. Mein Atem hatte die Fenster beschlagen lassen, und ich musste die Windschutzscheibe freiwischen.

Ich gelangte im rosigen Licht des scheidenden Tages auf der Avenue de Foix in die kleine Stadt. In diesen Hochtälern geht die Sonne früh unter, und die Schatten in den schmalen Pflasterstraßen waren schon tief. Vor mir ragte hoch oben auf einer schwindelerregenden Felsnase ein schlanker Uhrenturm aus dem achtzehnten Jahrhundert in die Höhe wie ein Wächter, der den einsamen Reisenden begrüßte. Der Ort hatte von Anfang an etwas an sich – ein Gefühl des Zutrauens und der Selbstbehauptung –, das mich ansprach. Eine Ahnung von alten Werten, die neben den Ansprüchen des zwanzigsten Jahrhunderts fortbestanden.

Durch die Fensterritzen drang der beißende und zugleich süße Duft von brennendem Holz und Harz ins Wageninnere. Ich sah flackernde Lichter in den kleinen Häusern, Kellner, die sich mit langen schwarzen Schürzen in einem Café zwischen den Tischen bewegten, und ich sehnte mich danach, dieser Welt anzugehören.

Ich beschloss, hier zu übernachten. An der Kreuzung zum Pont Vieux musste ich jäh bremsen, um einem Radfahrer auszuweichen. Der Lichtkegel seiner Lampe hüpfte und schlingerte, weil er die Schlaglöcher in der Straße umkurvte. Während ich abwartete, bis er vorbei war,

wurde mein Blick von dem hellen Licht angezogen, das aus dem Fenster der *boulangerie* gegenüber fiel. Eine junge Verkäuferin, deren braunes Kraushaar unter einer Haube hervorquoll, griff in die Vitrine, um einen *Jésuite* oder vielleicht ein cremegefülltes *éclair* herauszunehmen.

Viel Zeit ist seitdem vergangen, und das Gedächtnis bleibt ein trügerischer Freund, aber vor meinem geistigen Auge sehe ich sie noch immer einen Moment lang verharren, um mich dann schüchtern anzulächeln, ehe sie das Gebäck in einen Karton legt und ihn mit einer Schleife zubindet. Nur für einen Moment drang ein hauchzarter Lichtstrahl in die leere Kammer meines Herzens. Dann verschwand er wieder, ausgelöscht von der Last der Vergangenheit.

Ich fand problemlos ein Zimmer im Grand Hôtel de la Poste, das immerhin über eine Garage verfügte, die die Gäste benutzen konnten. Mein gelber Austin Seven war zwar das einzige Automobil darin, doch es gab eine Tankstelle mit Werkstatt, die Garage Fontez, ein Stückchen weiter die Straße hinunter, und ich hatte irgendwie gleich das Gefühl, dass es mit Tarascon aufwärtsging. Das bestätigte sich, als ich mich ins Gästebuch eintrug. Der Inhaber des Hotels erzählte mir, dass nur wenige Wochen zuvor eine Aluminiumfabrik den Betrieb aufgenommen hatte. Sie würde, so seine Überzeugung, der Region Wohlstand verschaffen und den jungen Männern einen Grund bieten hierzubleiben.

Die genauen Einzelheiten des Gesprächs sind mir entfallen. Damals hatte ich keinerlei Freude an zwangloser Plauderei. In über zehn Jahren der Trauer war meine Fähigkeit versiegt, mich mit anderen Menschen außer

George zu beschäftigen. Er schritt an meiner Seite und war der Einzige, dem ich mein Herz ausschütten konnte. Sonst brauchte ich niemanden.

Doch an jenem Dezembernachmittag in dem kleinen Hotel erhaschte ich einen flüchtigen Eindruck davon, wie andere Menschen lebten, und ich bedauerte, dass es mir unmöglich war, wie sie zu sein. Noch heute erinnere ich mich an die Begeisterung des *patron* für das Projekt der Erneuerung, an seinen Optimismus und die Hoffnungen, die er für seine kleine Stadt hegte. Das alles stand im krassen Gegensatz zu meinem eigenen eingeschränkten Horizont. Wie immer in solchen Momenten fühlte ich mich mehr denn je als Außenseiter. Ich war erleichtert, als er mich, nachdem er mir mein Zimmer gezeigt hatte, allein ließ.

Das Zimmer lag im ersten Stock, überblickte die Stadt und bot eine recht angenehme Aussicht. Ein großes Fenster mit frisch gestrichenen Läden, ein Einzelbett mit schwerer Tagesdecke, ein Waschtisch und ein Sessel. Schlicht, sauber, anonym. Die Bettwäsche fühlte sich kalt an. Wir passten zueinander, das Zimmer und ich.